

EINÜBUNG UND WEISUNG

*Formavit igitur Dominus Deus hominem de limo terrae
et inspiravit in faciem eius spiraculum vitae
et factus est homo in animam viventem.*

Genesis 2,7

Lebenshauch

Gedanken zu einem Gedicht von Paul Celan

LEHMGETIER spielt
mit der Stahl-
wolle: ein zweites
Leben überlebt
das erste, der Brodem
fährt durch den Hauch,
die Buch-
staben stehen aufwärts,
dennoch:
dien noch,
fürchte noch,
fürste
noch.

„Lehmgetier“ gehört zu den Gedichten, die Celan zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlichten wollte.¹ Es lebt – wie die Lyrik jüdischer Dichter so oft – ganz aus biblischen Vorstellungen und ist ohne sie nicht zu verstehen.

Es geht um den Menschen, den „Adam“, den „Erdling“, den aus dem Ackerboden Genommenen und Gebildeten. Die Bibel schweigt über den Stoff, aus dem die übrige Schöpfung geformt worden ist; vom Menschen wissen wir es. Er kommt aus dem Lehm, wurde gebildet aus dem Urstoff, den alles Leben und alle Fruchtbarkeit voraussetzt. Sein Ort ist der Garten, den der Schöpfer ihm als Lebensort und Lebensaufgabe anvertraut hat.²

¹ Paul Celan, *Die Gedichte aus dem Nachlaß*. Herausgegeben von Bertrand Badiou, Jean-Claude Rambach und Barbara Wiedemann. Frankfurt am Main 1997, 273.

² Nach Gen 2,15 besteht die Aufgabe des Menschen darin, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren. Erst die spätere Überlieferung der Schöpfungsgeschichte in Gen 1 spricht vom Unterwerfen und Herrschen (V.28).

Aber der Mensch begnügt sich nicht mit dem Leben in dieser selbstverständlichen Ordnung. Er beginnt zu spielen. Zu ihm gehören Neugier und Erfindungsgeist. Die Stahlwolle steht für das technische Instrumentarium vom Faustkeil bis zum ferngesteuerten Marsvehikel, mit dem Menschen die vorgefundene Umwelt nutzen und verändern.

Dadurch kommt ein Prozeß in Gang: Ein zweites Leben überlagert das erste. Celan betrachtet den Menschen in der Grundspannung seines Lebens. Das „Lehmgetier“ hat seinen Urzusammenhang verlassen. Der Hauch, das „spiraculum vitae“, durch das Gott ihm sein Leben geschenkt hat³, wird aufgesogen durch den Brodem der Schornsteine. Der Mensch, der sich von seiner ersten Lebensaufgabe getrennt hat, atmet nicht mehr den Gotteshauch, sondern die immer verbrauchtere Luft, die sein technisches Werk hinterläßt. Der „Brodem“ ist ein Abgas, ein giftiger Qualm, wie ihn Autos und Industrieanlagen hervorbringen. Er überlebt den Hauch. Das Künstliche überdeckt und verdrängt das Natürliche. Der „homo faber“, der sich mit seiner Stahlwolle alles zurechtfeilt und -putzt, entfernt sich immer mehr von seinem Ursprung im Ackerboden und im Gottesatem. Die Luft wird ihm knapp; immer hektischer schnappt er nach ihr und saugt doch nur erstickende Abluft in seine Lungen.

„Die Buchstaben stehen aufwärts.“ Denkt Celan hier an einen Aufstand der Begriffe und Ideen? Im jüdischen Denken hat jeder Buchstabe auf seine eigene Weise die Aufgabe, auf den Welterschöpfer und sein Werk zu verweisen.⁴ Buchstaben, Worte und Systeme, die sich selbst genügen, weil sie sich auf den kleinen Bereich des Erklärbaren beschränken, stehen auf – nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen das eingehauchte Leben im Menschen.

Bis hier geht die Situationsbeschreibung des Gedichtes. Der Mensch hat sich des Gartens, den er pflegen sollte, bemächtigt und beutet ihn aus. Nun wendet Eden sich gegen ihn. Der Lebensatem ist zum erstickenden Qualm geworden; die Sprache klärt nicht mehr das Denken und die Beziehungen, sondern ist zum Ausdruck der grundlegenden Verwirrung geworden, die über den Menschen gekommen ist. Man könnte verzweifeln. Doch an dieser Stelle setzt die Wende ein. Sie wird eingeleitet durch das entschiedene „dennoch“. Der Dichter ist nicht bereit, den gewordenen Zustand ohne Einspruch zu akzeptieren. Er weiß oder ahnt doch wenigstens, daß es die Möglichkeit einer Richtungsänderung im Denken und Handeln geben muß. Wo der Mensch sich besinnt und bekehrt, zieht auch wieder Hoffnung in sein Leben ein. Das Hauchleben ist nicht auf immer vom Brodem verschlungen. Es gibt eine Rückkehr dorthin, wo es sich wieder atmen läßt. Aber wie?

„Dennoch – dien noch“. Das ist mehr als nur ein geschicktes Wortspiel. Der Brodem steigt auf aus dem Hetzen und Herrschen. Heute wissen wir, daß wir damit die menschliche Gemeinschaft, aber auch die Schöpfung insgesamt in den Untergang

³ Vgl. Ijob 33,4: „Gottes Geist hat mich erschaffen, der Atem des Allmächtigen mir das Leben gegeben.“

⁴ Vgl. Ithamar Gruenwald, Artikel „Buchstabensymbolik II“, in: *TRE* 7, 306-309. „Man glaubte, die Wörter und Buchstaben könnten kraft ihres ureigenen Symbolwertes die Geheimnisse Gottes im Hinblick auf die Welterschaffung verraten, sofern sie nur richtig gedeutet würden.“ (307)

treiben. Wenn wir nicht wieder zur Grundhaltung des Hörens und des Dienens finden, richten wir uns und unsere Umwelt zugrunde. Wer nicht die geheimnisvollen und unverfügbaren Zusammenhänge der Schöpfung achtet, macht sie sich zur Feindin und erstickt.

Dem „dien noch“ folgt das „fürchte noch“. Gemeint ist nicht die Angst, die blind macht und jegliche Hoffnung erstickt, sondern die Ehrfurcht, die mit dem Staunen und der daraus erwachsenden Bescheidenheit zu tun hat. Der Mensch ohne Ehrfurcht hat seinen Platz im geordneten Gefüge der Schöpfung verlassen. Der Ehrfürchtige rechnet mit dem größeren Zusammenhang; er hört genauer hin und weiß um die Grenzen seiner Erkenntnis. In Augenblicken des Staunens öffnet sich ihm der Horizont, und er erschauert vor dem, was er nicht fassen kann. Im Alltag äußert sich die Ehrfurcht im Leben nach einer Ordnung, die man nicht selbst gemacht, sondern empfangen hat. Ordnung, die dem Leben dient, ist praktische Weisheit. Durch sie treten die „ewigen Gesetze“ in unser Leben ein und machen es heil.

Schließlich und am schwierigsten zu deuten: „fürste noch“. Wieder eine gekonnte Wortfigur – und doch mehr. Das Verb „fürsten“ steht in keinem Lexikon. Was bedeutet es im Zusammenhang unseres Gedichtes? Fürst sein? Sich wie ein Fürst fühlen und verhalten? Es handelt sich wie bei den beiden vorangehenden Zeilen um einen Imperativ. Für heutige Ohren klingt „Fürst“ nach ferner Vergangenheit und Märchen. Fürsten kommen in unserm Alltag nicht mehr vor. Wenn wir uns eine Vorstellung von ihnen machen, hat sie vor allem mit Macht und Reichtum zu tun. Ursprünglich ist der Fürst aber eine Heilsgestalt, der man sich ohne Bedenken anvertrauen kann. Der Fürst hatte sich nicht am Gut seiner Untertanen zu bereichern, sondern ihrem Wohlergehen zu dienen.⁵ Wenn im Mittelalter Könige gesalbt wurden, stellte man sie in der Ausdrücklichkeit dieses Zeichens unter Gottes Auftrag. Das später so oft falsch verstandene Gottesgnadentum wurde nicht als Blankovollmacht verstanden, sondern als Hineinnahme in das Handeln Gottes an den Menschen. Der Mensch muß sich wieder seiner angestammten Würde erinnern. Er ist die Krone der Schöpfung und nach Gottes Bild geschaffen. Dadurch hat er Anteil erhalten an der Sorge Gottes um das Werk seiner Hände. Das will wieder erfaßt und eingeübt werden.

So enden Celans Verse nicht in Verzweiflung oder Trotz, sondern mit einem Aufruf zur Umkehr. Sie laden dazu ein, wieder den Urzusammenhängen nachzuspüren, sich auf den Hauch des Anfangs zu besinnen und so aus dem erstickenden Brodem des manipulierten Heute herauszufinden.

Franziskus Heereman, Abtei Neuburg

⁵ Vgl. hierzu die Vorstellungen vom messianischen Friedensfürsten in Jes 9,5f.: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft ist groß, und der Friede hat kein Ende. Auf dem Thron Davids herrscht er über sein Reich; er festigt und stützt es durch Recht und Gerechtigkeit, jetzt und für alle Zeiten.“